

Aus einer Feldpredigt

Autor(en): **Greyerz, K. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1913)**

Heft 21-22

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-802503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mannigfaltigkeit der Gedanken keineswegs als eine verhängnisvolle Zersplitterung, solange die Kraft nicht in der Bekämpfung anderer pazifistischen Ideen als der eigenen vergeudet wird. Es gibt nur einen Feind, und der ist allen Richtungen gemeinsam. Es ist das prinzipielle Festhalten an der alten Institution Krieg; ob nun dieses Festhalten im Indifferentismus, in Standes- und Gewinn-Egoismus oder in teuflischer Mordlust seinen Grund hat. Was ist die Hauptsache? *Der Glaube* an die Möglichkeit der Ausschaltung des Krieges. Dieser Glaube wird schliesslich der Menschheit den Frieden bringen. Darum ist es auch ganz verkehrt, wenn hie und da auf die «ältere Richtung» im Pazifismus mit einem gewissen mitleidigen Lächeln hingewiesen wird! Diese Glaubensmacht, die im Anfange der Bewegung auf Grund starken sittlichen Bewusstseins einfach *gefordert* hat, dass der Krieg von der Erde verschwinde, ohne sich der Wege im einzelnen bewusst zu sein, diese Glaubensmacht war schliesslich doch das Fundament, auf das die ganze Weltbewegung sich aufgebaut hat! Darum ist noch immer die Hauptsache die, dass die Friedenssehnsucht die Menschenherzen ergreift, dass der Glaube an die Möglichkeit der Ueberwindung des Krieges erwacht und dass der Wille zum Frieden mächtig wird. Sobald dieser Wille noch allgemeiner vorhanden sein wird, sobald wird auch der Weg zum Weltfrieden gefunden sein! G.-C.

Aus einer Feldpredigt,

gehalten vor dem Infanterie-Regiment 26,
Sonntag, den 12. Oktober 1913, bei Guntalingen.
Von K. von Greyerz, Feldprediger.

Wir haben die grosse Freude, unseren Lesern wieder von einer Feldpredigt berichten zu können, die getragen ist von dem Geiste des Evangeliums. Wenn in der jüngeren Generation in solcher Weise der Friedensgedanke Wurzel gefasst hat, so dürfen wir voller Zuversicht glauben an die siegreiche Macht des Guten in unserem Vaterlande und in der Welt. Der zweite Teil dieser Feldpredigt lautet nach dem «Winterthurer Tagblatt»:

Kameraden, vergessen wir es nie und läugnen wir es nicht: Der Krieg ist etwas Fürchterliches, er ist

Wie ich Pazifist wurde.

von Alfred H. Fried.

Ich war sechs Jahre alt, als der deutsch-französische Krieg stattfand. Die Erzählungen davon drangen auch in meine Kinderstube, und ich erinnere mich deutlich der Abende, wo sich die Erwachsenen aus den Zeitungen die Nachrichten über die Belagerung von Paris vorlasen und wie die darin geschilderten Schreckensszenen ihr Entsetzen hervorriefen. Aber Kinder sind grausam. Jene Schreckensszenen machten keinen besonderen Eindruck auf mich. Um so mehr aber die Schlachtenbilder, die mir durch die sogenannten «Mandelbogen», an denen ich meine Kolorierkünste übte, vermittelt wurden. Die Vorstellung vom Kriege war auch gar nicht recht ausgebildet bei mir. Als ich einmal einen solchen «Mandelbogen», der die Schlacht von Wörth darstellte, vor mir hatte, sagte meine Mutter auf meine Frage, was denn bei Wörth eigentlich geschehen sei, dass die Franzosen dort «Schläge» bekommen hätten. Schläge konnte ich mir aber nur in der Form vorstellen, wie

eine Hölle, wie ihn ein englischer General genannt hat. Er löst nicht nur das Heroische, sondern auch das Bestialische im Menschen aus, und wir haben in diesem Jahre leider oft genug lesen können, welche Unmenschlichkeiten sich Soldaten und Offiziere im Balkan haben zuschulden kommen lassen. Ihre Zivilisation, ihre Kultur, ihr sogenanntes Christentum erwies sich als ein dünner Firnis, und aus der durchbrochenen Kruste brach grausame Barbarei hervor. Täuschen wir uns nicht. Auch in uns schlummern diese bestialischen Triebe, und ein Krieg könnte sie auch in uns wecken. Darum gilt es schon im friedlichen Dienst und im bürgerlichen Leben, sich so in Zucht zu nehmen und in Zucht zu halten, dass nicht auch unsere Disziplin und unsere Menschlichkeit sich im Ernstfall als blosser Firnis erweist und wir auch als Soldaten Männer bleiben, Menschen seien. Und weil wir wissen, wie viel leichter das gesagt als getan ist, weil wir wissen, wie die Kriegsfurie alle wilden Dämonen entfesselt, so wollen wir tun, was in unsern Kräften liegt, um dem Krieg selbst den Krieg zu erklären und ihm seine tausendjährigen Wurzeln abzuschneiden. Wir haben kein Recht, von unserer Humanität und Bildung und erst recht von unserm Christentum zu reden, solange wir nur durch das Mittel des Krieges und immer wachsenden Kriegsrüstungen diese Kultur, unser Christentum, den Völkerfrieden aufrecht zu erhalten vermögen. Wie man in früheren Jahrhunderten nicht ohne die Blut- und Stammesrache, nicht ohne das Standrecht, ohne Folter und Sklaverei glauben regieren und existieren zu können und es nun doch gelernt hat und die alten Zeiten nicht mehr zurückwünschte, so ist es unsere sittliche Pflicht, dass wir auch die Barbarei des Krieges allmählich überwinden und den Krieg nicht als sogenanntes notwendiges Uebel in alle Ewigkeit konservieren, sondern als ein Uebel schlechthin verunmöglichen helfen.

Und wenn man uns deswegen mitleidig lächelnd über die Achsel ansieht, uns Schwärmer, Träumer oder gar Vaterlandsfeinde schilt, dann wollen wir uns durch dieses Lächeln und Höhnen nicht irre machen lassen. Wir sind mit unserm Glauben und Sehnen in der Gesellschaft der edelsten Geister aller Zeiten und halten mit unserm Zürcher Dichter Gottfried Keller, der auch an den kommenden Völkerfrieden geglaubt hat, dafür:

sie an mir ausgeübt worden war: Ueber den Sessel gelegt und mit einem Rohrstöckchen auf einem gewissen Körperteil bearbeitet. Dass das bei einer solchen Menge von Menschen geschehen könne und noch dazu bei Erwachsenen, machte einen grossen Eindruck auf mich, wenn ich mir auch nicht recht klar darüber werden konnte, wie man für so viele Menschen Stühle und Rohrstöcke herbeischaffen könne, zumal auf freiem Felde. Doch kam ich zu dem Schlusse, dass es eine grosse Rauferei sein müsse. Und das genügte mir. Unsere Wiener Wohnung, in der ich auch das Licht der Welt erblickt hatte, lag in einer Strasse, die den Namen von Oesterreichs berühmtem Feldherrn trug. «Vater Radetzky» beschirmte also sozusagen meine Wiege. In der Nähe lag das sogenannte «Glacis», ein Wiesenstück bei dem Verwaltungsgebäude der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, an der Stelle, wo sich heute die Rettungsgesellschaft und die Urania erheben. Dort spielte ich «Preuss und Franzos». Da es sich um «Schläge» handelte, die der «Preuss» dem Franzosen versetzte, so legte ich natürlich Gewicht darauf, bei den täglichen Raufereien der «Preuss» zu sein. Gar oft hielt sich unser kindisches Spiel nicht streng nach dem

Wer jene Hoffnung gab verloren
 Und bösl'ich sie verloren gab,
 Der wäre besser ungeboren,
 Denn lebend liegt er schon im Grab.

Alle grossen Dinge scheinen zuerst unmöglich zu sein, hat ein angelsächsischer Geschichtsschreiber gesagt. Zu diesen grossen Dingen gehört auch das Aufheben des Krieges. Auch da heisst's und gilt's: Wer glaubt, der flieht nicht. So gewiss die Macht über alle Dinge und Menschen — der lebendige Gott selber — nicht eine tote, verstümmelte und verkrüppelte, sondern eine gesunde und lebendige, nicht eine zerrissene, sich zerfleischende, sondern eine einige Menschheit haben will, so gewiss haben wir ein göttliches Recht und die heilige Pflicht, daran mitzuarbeiten, dass die Völker und Staaten der Erde sich ohne Blutvergiessen, ohne Morden und Plündern vertragen und verständigen lernen und jenes Reich auf Erden sich gestalte, von dem unser anderer Zürcher Dichter, Conrad Ferdinand Meyer, prophezeit:

Und ein Reich will sich erbauen
 Dessen helle Tuben dröhnen:
 Friede, Friede auf der Erde.

Gewiss, noch sind wir nicht so weit. Noch müssen wir unser Pulver trocken halten, noch heisst's, mit geschulterten Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten auf unsern Posten stehen, und wir wollen es tun, wie es Männern geziemt, die ihr Vaterland schützen und lieben bis in den Tod. Aber unsere Sehnsucht und unser Glaube kennt ein noch höheres und edleres Ziel, das wollen und dürfen wir nicht mehr aus den Augen, aus dem Herzen lassen. Das ist jenes Gottesreich, das der Heiland der Menschheit mit seinem Wort und Leben als Samenkorn gepflanzt und mit seinem Blute begossen hat und das alle Reiche dieser Welt überschatten soll. An dieses Gottesreich auf Erden, Kameraden, und ihr Mitbürger und Mitbürgerinnen alle, lasst uns glauben, für dieses Reich lasst uns arbeiten, um dieses Reich lasst uns bitten. Ja, Vater im Himmel, zu uns komme dein Reich! Amen.

—o—

Pazifistische Rundschau.

Mit einer «Zeit der Annäherungs- und Verständigungspolitik» scheinete das sonst so kriegerische Jahr

Gang der Geschichte, und auch als siegreicher «Preuss» wurde ich manchmal weidlich verprügelt. Diese amüsanten Prügeleien erweckten in mir jenen «kriegerischen Geist», den gewisse Volkserzieher dem Volke durchaus erhalten wissen wollen. Er beherrschte meine Spiele auch, als ich schon in die Schule ging. In dem Garten unserer Wohnung in Döbling führte ich stundenlang ganz allein Krieg. Ich sah mich immer an der Spitze eines grossen Heeres und erstürmte fechtend — oder besser gesagt: fuchtelnd — Bäume, Blumenbeete und Gartenhäuser, die ebenfalls von einem unsichtbaren Heer, das in meiner Phantasie aber leibhaftig war, verteidigt wurden. Die Friedenszeit in der Welt schien mir nicht sonderlich zu gefallen; denn als mir einmal mein Hauslehrer — ich war inzwischen neun Jahre alt geworden — von einer kriegerischen Expedition Russlands nach China erzählte, die eben stattfand, und er mir dazu die Bilder aus «Ueber Land und Meer» vorlegte, war ich ganz glücklich in dem Gedanken, dass es «jetzt» einen Krieg gäbe, trotzdem ich in Döbling gar nichts davon gemerkt hatte.

Mein kriegerischer Geist fand weitere Nahrung durch die Jugendschriften, die ich las. Damals war

1913 abzuschliessen, sagten wir das letztmal. Diese Auffassung ist seither in überraschender Weise bestätigt und befestigt worden. Eine ganze Reihe zum Teil bedeutsamer Abkommen sind in den vergangenen Wochen abgeschlossen worden, mit denen wir unsere Leser kurz bekannt machen wollen.

Am 3. Nov. haben China und Russland eine Uebereinkunft betreffend die Mongolei unterzeichnet, wonach die Unabhängigkeit dieses Gebietes anerkannt und den Russen dort weitgehende Rechte eingeräumt werden, die wir als die ersten Schritte zur russischen Oberherrschaft über die Mongolei betrachten müssen. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, dass dieses Abkommen mit dem Einverständnis Englands getroffen wurde, und dass zwischen diesem und Russland eine Verständigung erfolgt sein muss, wonach Russland freie Hand in der Mongolei, England dagegen in Tibet haben soll.

Wie sich England und Russland über ihre Politik in Russland verständigt haben, so haben sich auch Deutschland und Russland über die in Kleinasien vorzunehmenden Reformen verständigt, zumal für Armenien. Und die Türkei wird sich, so sehr sie sich offiziell dagegen sträuben mag, diesem Verlangen schliesslich doch fügen und die armenischen Fragen endlich einmal lösen müssen, da sie in wirtschaftlicher Beziehung auf den guten Willen der Mächte angewiesen ist.

Wie unsere Leser wissen, ist kürzlich zwischen Frankreich und der Türkei ein Vertrag abgeschlossen worden über Bahnkonzessionen usw., wobei Russland sich mit gewissen Wünschen meldete, deren Folge eine französisch-russische Vereinbarung über die Bahnen Nordost-Anatoliens darstellt. Auch in den russisch-türkischen Verhandlungen über wirtschaftliche Fragen hofft die russische Regierung ein Uebereinkommen zu erzielen. Desgleichen spricht man von einem neuen deutsch-türkischen Verträge, worin insbesondere der beschleunigte Bau der Bagdadbahn vorgesehen sein soll.

Der Vollständigkeit halber mag erwähnt werden, dass zwischen Serbien und Montenegro der Grenzvertrag nunmehr unterzeichnet, und dass auch zwischen Serbien und Griechenland eine Einigung erzielt worden ist bezüglich der Regelung der Grenzverhältnisse.

man in Oesterreich noch ganz auf die Jugendschriftenfabrikation im Reiche angewiesen, und diese Ware war in jenen dem Kriege folgenden Jahren noch ganz kriegerisch-patriotisch. So entwickelte ich mich an der Hand jener Geschichten aus den Befreiungskriegen und aus dem jüngsten deutsch-französischen Kriege zu einem glühenden Reichspatrioten und einem nicht minder glühenden Franzosenhasser. Friesen und Körner waren meine Lieblingshelden, und «der arme Hilfslehrer», den Oskar Höcker vor Sedan führte, erzeugte in mir den tiefsten Eindruck jener Zeit.

Das erste Buch, das ich mir kaufte, war ein kriegerisches. Es war Theodor Körners «Leyer und Schwert». Mit Begeisterung deklamierte ich die Schalchengesänge daraus, die ich fast alle auswendig lernte. Das Büchlein schätzte ich wie ein Kleinod. Schon weil es für mich eine Tat war, den Kaufpreis von zehn Kreuzern dafür aufzubringen. Ein Budget für Literatur gab es für uns Buben nicht. Auch über Taschengeld verfügte ich noch nicht. So kam ich denn auf die grandiose Idee, meine Jausensammel zu kapitalisieren. Das heisst, ich verzichtete auf diese mir so liebe Zugabe zum Nachmittagskaffee und heimste deren Erstehungskosten ein. Täglich zwei